

Die silberne Fontaine

Zu Beginn meines Studiums – das erste Semester einige Monate alt: allmählich prägte sich mir das Geschachtel von Treppen und Korridoren im Institut ein, so dass ich die größeren Seminarräume fast auf Anhieb fand – ging es mir wie mehreren meiner Kommilitonen, vielleicht sogar den meisten: Ich bekam Zweifel, starke Zweifel, was Sinn und Ziel des Ganzen eigentlich sein sollten? Ein dicklicher Typ, der in der Vorlesung „Geschichte der deutschen Sprache“ neben mir saß, hatte bemerkt – mit polterndem Gelächter, er schien es für den größten Witz zu halten – dass unser Studium eine nette Verschnaufpause vor dem unvermeidlichen Dasein als überarbeiteter Büroangestellter sei, von der Promotion bis zur Pensionierung; „außer uns erwischt der Herzklapp – Karoshi: Tod durch Überarbeitung – schon vorher. Hoho!“ Ich fand es nicht lustig. Mein Interesse an der deutschen Kultur war bei der Lektüre einer japanischen Übersetzung des „Mann ohne Eigenschaften“ erwacht – als Oberschüler hatte ich sie gelesen, Tag für Tag je einen Abschnitt – das Buch ist ja, bei aller labyrinthischen Komplexität, in handliche Portionen von wenigen Seiten untergliedert –, jeden Abend auf dem Balkon unserer Wohnung mit Ausblick auf den Hafen von Chiba und das zugehörige Industriegebiet. Selbst bei drückendster Sommerschwüle setzte ich mich hinaus, um mich mit meinem Musil zu beschäftigen. Im Laufe einiger Monate wurde er mein Freund. Was würde mein Freund – dachte ich nun, da die Bemerkung des dicken Studenten in meiner Seele ihr Unwesen trieb – wohl sagen, wenn er erführe, dass irgendwelche Leute am Ende der Welt (was Japan aus Sicht eines Österreichers sein musste) sich semesterweise in seine Sprache, seinen Kulturkreis hineinwühlten, um dann ihre Kenntnisse in der trockenen Luft des Verwaltungstrakts einer Papier- oder Lunchpaketefabrik absterben zu lassen? Vielleicht sollte ich lieber etwas anderes studieren – vielleicht...

„Dann fahr doch nach Deutschland. Du hast doch jetzt Semesterferien“, sagte mein Vater munter, als ich ihm von meinen Grübeleien erzählte. „Ich spendiere dir die Reise. Nächste Woche ist dein Geburtstag, sie soll dein Geschenk sein.“

„Aber...“, begann ich unsicher.

„Was – aber?“

„Ich kann doch kaum Deutsch.“

„Wieso, kaum Deutsch? Du hast schon auf der Oberschule einen Kurs belegt und studierst es jetzt seit einem Semester.“

„Ja-ja, richtig, aber – Deutsch ist eine exotische Sprache: Klangschungel, in dem man ohne Karte verloren ist. Keine Anhaltspunkte – für *eki* sagen sie Bahnhof, für *zou* Elefant: Woran soll man das festmachen? Man kann es nur auswendig lernen. Keine Silben, Konsonant folgt auf Konsonant, kaum aussprechbar. Ich kann mit Wörterbuch in der Linken und Grammatik in der Rechten ein Kinderbuch, einen Zeitungsartikel, Satz für Satz entziffern; aber nie und nimmer ein Gespräch führen.“

„Schnickschnack. Wie willst du Deutsch sprechen lernen, wenn du nicht mit den Deutschen sprichst. Es sind gastfreundliche Menschen mit einer wunderbaren alten Kultur. Wir kaufen gleich deine Flugkarte.“ Während mein Vater noch redete, hatte er bereits auf seinem Laptop die Webseite eines Reiseanbieters aufgerufen, eine Minute später war alles gebucht. Sieben Uhr dreißig ab Narita, ich würde mittags in Frankfurt am Main ankommen. Und dann: Ja, das war die Frage. Ich

klappte meinen alten Schulatlas auf, fand Westeuropa, Deutschland. Die Alpen mit ihren weißgrau gezeichneten Gletschern, das Rheintal, Mittelgebirge und Tiefebene entwirrten sich, mein Finger fand Berlin, München, Hamburg. Frankfurt: hier, ganz weit östlich, an der Grenze zu Polen – nein, nur eine Kleinstadt, das war es wohl nicht, das musste ein falsches Frankfurt, ein Doppelgänger sein. Das Frankfurt, das ich suchte, lag tief im Westen, nahe dem Zusammenfluss von Main und Rhein, in einer dreieckigen Ebene, umrahmt von waldgrünen Hügelzügen. Mein Finger folgte dem Rhein, dem alten, mächtigen – meine ältere Schwester war einige Monate lang nicht müde geworden, sich Auszüge aus Wagner-Opern anzuhören, wobei sie die ganze Wohnung (und vermutlich die Nachbarwohnungen) damit beschallte („Diese Musik kann man nicht aus Kopfhörern hören, das würde sie verstümmeln!“) – Mainz, Koblenz, Bonn. Bonn? Das deutsche Kioto: ehemalige Hauptstadt, nun zu zweitrangiger Existenz verurteilt. „Bonn“ – was für ein schönes Wort. Wie ein kleiner, weicher Knall, ein festlicher Böllerschuss. Mir fiel ein, dass mir ein entfernter Cousin zum Studienbeginn einen Stadtplan von Bonn geschenkt hatte, einen alten, aus der Zeit, als es noch Hauptstadt war. Wo war der denn nur? Mein Zimmer ein Verhaas von Büchern, Bildern, Topfpflanzen, Zeitschriften, DVDs – die Karte lag im Papierkorb – hatte ich sie wegwerfen wollen? Sie konnte durchaus versehentlich hineingeraten sein. „Bonn“, hauchte ich leise durch die Lippen und sah einen Feuerwerkskörper, der langsam über dem nächtlichen Rhein aufstieg, zu einer Blume von Leuchtkugeln zerplatzte. Ich faltete den Stadtplan auseinander. Stimmt, was ein Professor uns im Seminar erzählt hatte: Dass die Westdeutschen nur deshalb ihren Regierungssitz dorthin verlegt hatten, weil der erste Kanzler in der Nähe wohnte und keine Lust verspürte, umzuziehen? Königswinter – auch ein schönes Wort: ein König im Winter, mit seinem Purpurmantel auf weißblauem Neuschnee, im Lichtkegel einer alten Gaslaterne, deren Licht sich in seiner Krone, seinen Brillengläsern spiegelte. (Ich habe mir Könige stets mit Brille vorgestellt.) Ich wechselte die Rheinseite: Bad Godesberg. Klang irgendwie geheimnisvoll: Ein stumpfes, leises „Bad“ – doppelsinniges Wort: „schlecht“, „böse“ auf Englisch; „Badezimmer“ auf Deutsch, aber auch „Kurort“ – dann: „Godesberg“ – „God“, Gott, Godot, *kami* auf Japanisch, und „-berg“, göttlicher, heiliger Berg, ein Hauch von Shintoismus in Deutschland? Die wahre Etymologie mochte anders lauten, doch ich beschloss, von Frankfurt mit dem Zug dorthin zu fahren. „Ausgezeichnet. Eine Fahrt ins Blaue – ein Abenteuer“, sagte mein Vater. „Du fährst als verschüchterter Student hin und kommst als Abenteurer zurück.“ Ich teilte seinen Optimismus nicht wirklich – doch ein Funke von Waghalsigkeit war durchaus in mir entbrannt.

An einem warmen, windigen Julivormittag kam ich in Bad Godesberg an, müde und mit zerschlagenen Gliedern – ich hatte zwölf Stunden in einem Economy-Flugsitz verbracht. Hing mir die khakifarbene Lederreisetasche, die mir mein Vater zusammen mit der Flugkarte geschenkt hatte, über die Schulter, trat blinzelnd, wie auf rohen Eiern – aber zu erschöpft und konfus, um so etwas wie Unsicherheit zu spüren: eher glich ich einem Schlafwandler – auf den Bahnhofsvorplatz. Eine riesige Metallbrücke führte über die Gleise, es sah alles gar nicht viel anders aus als ein japanischer *eki*... auf der anderen Seite musste es zum Rhein gehen, den ich unterwegs oft durchs Zugfenster gesehen hatte; dort wollte ich später hinuntergehen, jetzt galt es, die Pension zu finden, in der ich – mittels Internet, direkten Sprachkontakt vermeidend – ein Zimmer reserviert hatte. Sie lag etwas außerhalb. Ich durchquerte einen Park, folgte einer Hauptverkehrsstraße – durch Baumwipfel bemerkte ich das stahlblaue Schimmern des Flusses –, hier, hier war schon meine Pension, unscheinbar in einer Seitenstraße, von einem gewöhnlichen Wohnhaus, abgesehen von dem bräunlichen Schild mit der Aufschrift „Pension“, kaum zu unterscheiden. Ich schluckte, klingelte. Nach einer Zeitspanne, die mir zugleich ewig und herzschnell schien, öffnete mir eine kolossal wirkende, ältere Frau, sagte etwas auf Deutsch, bedeutete mir, ihr zu folgen. Sie zeigte mir das Zimmer, nahm mein Geld entgegen, nickte, gab einige weitere Dinge von sich und stiefelte dann die Treppe hinauf... wie einfach es gewesen war. Ich grübelte – fühlte mich plötzlich überhaupt nicht mehr müde! –: die Deutschen, mit ihrer fremdartigen Sprache, Kultur, Denk- und Lebensweise – für

sie war ihr Dasein etwas Alltägliches, ihre Welt funktionierte für sie auf selbstverständliche Weise, ein Pensionszimmer in Bad Godesberg anzumieten kam ihnen nicht ungewöhnlicher oder schwieriger vor, als der Verzehr einer Bratwurst. Für mich war es ein kleines Wunder – dass es überhaupt funktioniert hatte, in meinem Kopf hatten Tausend üble Möglichkeiten einen wirbelnd kreischenden Krähenschwarm gebildet: Was, wenn ich das Haus nicht zu finden vermochte? Wenn ich irgendeine essentielle Frage nicht verstand? Wenn ich mir einen grässlichen Sittenfauxpas leistete? Ich stellte die Reisetasche neben das Bett (das riesig und unglaublich weich wirkte), stand ganz still, lauschte auf den Wind, der durch den Vorgarten blies, das gedämpfte Zischen der Fahrzeuge auf der Hauptstraße, infinitesimal über der Hörschwelle das ferne Grollen eines Strahlflugzeugs, das von irgendwo nach irgendwo unterwegs war – ein Vogel zwitscherte in der Nähe, kurzes, scharfes Tirilüü, das sich zwei-dreimal wiederholte – er klang anders als die Singvögel, deren Stimmen ich aus Japan kannte. Um mich herum die mühelos funktionierende Welt der Deutschen! – die ich kaum zu entziffern verstand. Ich duschte, entschloss mich zu einem Spaziergang... mal schauen.

Ich ging nicht an den Rhein hinunter. Ich drang in das hangwärts gelegene Wohnsiedlungsviertel vor, hinein in die feine Maschinerie Deutschlands, das unendlich komplizierte Gefüge von Worten, Gesten, Apparaten, Substanzen, Gedanken, Handlungen, die das tagtägliche Leben der Einheimischen in Gang hielt. Ein Villenviertel. Ich hatte gelesen, dass die Umgebung von Bonn unerhört wohlhabend sei. Wer hier wohl lebte? Ein Mann mähte den Rasen in seinem Garten, das Schmettern des winzigen Zweitakters zerteilte scharf die Mittagsstille – ein dicklicher Mann, vielleicht Mitte vierzig – doch wer kann das Alter von Europäern schon zuverlässig abschätzen –, eine runde, rötliche Halbglatze schimmerte auf seinem Kopf, die Sonne malte einen winzigen Reflexfunken darauf, er zog, schob den Rasenmäher mit stummer, intensiver Konzentration, als verzehre diese Tätigkeit sein gesamtes Selbst. Ein Kind, das auf dem Bürgersteig mit Plastikdinosauriern spielte, zierliches, strohblondes Wesen mit keilförmigem Gesichtchen, schrak vor mir zurück – vielleicht hatte es noch nie einen asiatischen Menschen gesehen. Ich bewegte mich durch Seitenstraßen, die wie ausgestorben dalagen, den Hügel, der sich über das Rheintal erhob, allmählich erklimmend. Erreichte den Ortsrand – überquerte eine stark befahrene Straßenkreuzung, passierte einige Wohnblocks, vorgelagerte Klippen des Brutalismus, umspült von der Dünung des herkynischen Waldes: „Wenn Sie die Deutschen verstehen wollen, müssen Sie Waldgedanken denken“, hatte ein Professor zu uns gesagt. Ein breiter Sandweg lief zwischen Bäumen mit tiefhängenden Ästen. Eine Eidechse flüchtete vor meinen Schritten, verschwand in einem Klumpen Taubnesseln. Wie leer, weitläufig alles schien – hatte irgendeine Katastrophe die Deutschen ereilt? „Europa ist dünn besiedelt“, hatte meine Mutter einmal scherzhaft gesagt, „deshalb werden diese Leute so groß – sie haben Platz, sich auszudehnen.“ Geruch von Moos und lehmigem Erdreich. Trommeln eines Spechts, fernab schlug eine Glocke die Uhrzeit: Ein Uhr Mittags. Dämonische Stunde, der Tag zu seiner größten Kraft angewachsen, noch zögernd, zum Nachmittag, Abend zusammensinken. Ein Mann surrte auf einem Fahrrad an mir vorüber. Geknäuel von Blaubeersträuchern rechts am Weg, dahinter ein Abhang, Schulter eines Taleinschnitts, nicht das Rheintal, sondern ein kleineres Nebental. Wer weiß, wieso ich den Drang verspürte, dort hinunterzusteigen. Kein Pfad führte in diese Richtung, da schlug ich mich ins Blaubeergebüsch, ging querwaldein, über knisterndes Laub, mich unter Ästen hindurchduckend.

Vielleicht war es die Übermüdung, vielleicht etwas anderes: Gefühl der Seltsamkeit. „Eerie Feeling“ kann man es auf Englisch nennen; ich folgte einer flachen Mulde, die sich bis zum Waldrand erstreckte, trat hinaus ins goldene Sonnenlicht. Der Wind eingeschlafen, warm, aber nicht heiß – sanft abfallend die Hangwiesen, kein Feldweg weit und breit – ich trat auf trockenes Gras – unten, entlang der Talsohle, eine Autostraße, daneben ließ eine lange Baumkette mich einen Bach vermuten. Auch eine Art Gehöft oder Hotel oder etwas Ähnliches, umgeben von Parkanlagen und

hohen Mauern: darauf hielt ich zu. Die Welt ein Gestöber bunter Farbflecken, murmelnder, menschlichen Stimmen ähnelnder Geräusche, die wie durch eine dicke Woldecke zu mir drangen. Ich und die Außenwelt: Man konnte nicht ganz sicher sein, welches welches war. Vielleicht waren wir alle beide etwas anderes, als wir vermutet hatten. Die geläufige Auffassung von der Realität könnte – zwitscherte ein kleiner grauer Vogel, der in einem Strauch saß, mir zu – eine Art gewohnheitsmäßiger Traum oder Mythos sein. Die Wirklichkeit ist ganz anders, ein geheimnisvolles kosmisches Brodeln von Wirkungen, Eigenschaften, Charakteren, von dem wir normalerweise nur eine Schnittfläche wahrnehmen, diese Schnittfläche nennen wir Kausalität, und versuchen uns davon zu überzeugen, dass sie alles sei, was es gibt. Doch das Eerie Feeling lässt uns unter die Oberflächen blicken, was kaum einem Naturwissenschaftler, vereinzelt Philosophen, Künstlern, die zugleich auch Naturwissenschaftler und Philosoph sind, des Öfteren glückt. Hinter jedem Grashalm, jedem Stein, jeder bunten Oberfläche, war etwas Seltsames am Werke, freundlich oder gefährlich oder beides. Ich blickte zurück, erschrak, wie düster und drohend der Wald aussah. Ich durfte nicht umkehren: im Gehölz lebten Eulen aus blauem Metall, die einen aus starren, funkelnden Augen überall beobachteten. Das Licht war flüssig, strömte und strudelte, honigfarbene und rosarote Wirbel bildend. Das Licht sang leise; was ist das: Licht? Eine Wellenbewegung aus elektrischen, magnetischen Feldern, im schwirrenden Wechselspiel – drolliges Wort: Welle. Man könnte auch „Jannistrophannikum“ dazu sagen, wäre das nicht treffend: Jannistrophannikum – ein weit durchs All hallendes, federleichtes, kicherndes Wort, das sich dem starren Kausalitätsmythos entwindet wie eine gefiederte Schlange und davonfliegt, endlosen Raumzeitaxonen folgend, von denen neurales Sankt-Elms-Feuer knistert.

Die Talsohle. Ein kleiner Betonplatz, auf dem irgendein Material aufgeschüttet war – vermutlich von landwirtschaftlichem Wert, mit einer weißen Plastikplane drüber. Zwei asphaltierte Wege schwangen von links und rechts heran, vereinten sich zu einer blaugrauen Bucht, aus der ein markierter Überweg über die Hauptstraße führte. In einem Graben sprudelte tatsächlich ein Bach – die Asphaltbucht unterquerte er in einer Röhre, folgte dann der Straße, sich Bad Godesberg zu zwischen Baumveteranen verlierend. Direkt gegenüber das Hotel, das vielleicht ein Gutshof, vielleicht ein Kongresszentrum oder ein Firmensitz war. Mauerumfasstes Grundstück, Torbogen ohne Tor, ein Schild, das ich nicht zu entziffern vermochte. Ich ging über die Straße, durch den Bogen. Alles ausgestorben, mittäglich starr und still – ja, das leere Europa! – kein Mensch sichtbar, ein hufeisenförmiger Gebäudetrakt mit zwei Etagen, hinter Kastanien halbverborgen ein weiteres, villenartiges Haus, das fast an eine Kuchenschachtel erinnerte. Runde Kiesel knirschten unter meinen Sohlen, ein festes, beglückendes Geräusch. Teilweise wurde die Anlage wohl als Bauernhof genutzt, denn mir schlug der stickigfrisch beizende Geruch von Mist entgegen, Kühe muhten. Auf dem Vorplatz ein Lastauto, darunter bemerkte ich einen Hasen – kein Kaninchen, ein regelrechter langlöffliger Hoppelhans! – ruhig-aufmerksam im Schatten des Fahrzeugs, blickte mich aus schwarzen Augen an. Aus einer Tür trat ein Mann in blauem Overall, warf mir einen merkwürdig unbeteiligten Blick zu, verschwand im Kuhstall. Vielleicht wollte er sie melken. Seltsamer Ort.

Zurück an der Straße. Ich folgte einem Pfad, der in weiten Kurven den Bach umwob, ihn gelegentlich auf Holzbrücken überquerte. An einer Stelle trat eine weißgelb gemaserte Mineralmasse aus dem Hang, eine Tafel erläuterte die Geologie, ich erkannte das Wort „Sandstein“. Der Bach bildete eine Folge von Teichen oder Becken oder natürlichen Schüsseln voll klaren Wassers, ergoss sich murmelnd vom einen zum nächsten; dazwischen Gruppen hoher Bäume mit dunklen Stämmen. Angenehm kühle Luft mit leichtem Duft von verwesendem Laub. Vor mir schimmerte es lindgrün und lackbunt, ich erkannte einen Minigolfplatz.

Auf dem Platz versuchten eine Familie und ein junges Paar sich mit Ball und Schläger. Windmühlenknirpse, buttergelb blühendes Gebüsch, dreiarmlige Laternen, zipfelmützig im Stil einer

Gaslaterne (doch sie enthielten elektrische Birnen). Steinfiguren, die Schäfer und Schafe darstellten, ein schmerzlich lächelnder Buddha bewachte den schwierigsten Parcours. Die Europäer scheinen Buddha zu mögen, wenn sie auch meist nicht sehr viel mehr von ihm zu wissen scheinen, als dass er immer lächelt und sich daher dekorativ an vielen passenden und unpassenden Orten aufstellen lässt. Das junge Paar lachte, sie mit messingheller Stimme, er mit einigen Augenblicken Verzögerung lange und ein wenig heiser. Alle Farben wirkten glatt, intensiv, ein wenig feucht, wie durch eine flimmernde Warmluftqualle gesehen. Am Eingang ein kastenförmiges Holzhaus mit Geranientöpfen vor den Fenstern, eine Fahne mit aufgemalter Kaffeetasse lockte mich näher. Ich setzte mich in dem Minigolfclublokal an einen Tisch. Ein unglaublich dicker Mann mit fleckigem T-Shirt erzeugte Geräusche auf Deutsch. „Einen Kaffee bitte!“ – diesen Satz hatte ich mir fleißig eingeprägt. Er machte weitere Geräusche. Wir blickten uns ratlos an, ich gestikulierte entschuldigend. Da holte er hinter der Theke eine große, eine kleinere Tasse hervor, hob sie nacheinander hoch; ich deutete auf die kleinere, er nickte, ließ die Kaffeemaschine orgeln. Ich trank Kaffee, sah durch die Fensterfront auf den Minigolfplatz, über den Menschen und Wolkenschatten glitten. Eine Unterwasserszenarie: War der Bach, der hinter dem Platz unter Gebüsch entlangflüsterte, angeschwollen, hatte Parcours und Wege überflutet, so dass die Spieler nun am Grund eines Gewässers lebten? Die Familie, das junge Paar, waren bunte Tropenfische mit menschlichen Gesichtern, die in einer Korallenlandschaft heruntollten, lautlos huschend, sich neckend, verspielt, andersweltlich. Vielleicht kannten sie ein schreckliches Geheimnis, doch ihre Genetik, die Genetik von Tropenfischen, machte es ihnen unmöglich, darüber Kummer zu empfinden. Die Welt der Tropenfische ist ewige neonlichtbunte Ekstase, ein niemals endendes Fest, selbst wenn sie wüssten, dass morgen die Welt untergeht. Die Sonnenlichtbalken sangen mit Flötenstimmen ihr eintöniges Lied, lustig und traurig zugleich, verdichteten sich zu schwebenden, geflügelten Köpfen aus Gold, die mir amüsierte Rätselblicke zuwarfen. Ich schloss die Augen. Der Kaffee in meinem Mund benahm sich unordentlich, ich musste ihm sagen, wie er über die Zunge zu fließen hatte. Hinter den Lidern brandrotes Fluten, pulsender Torus aus pfirsichfarbenen Glutquadern, der Torus zerbarst, wurde zum rasenden Korridor mit Blutkristallwänden. Tanzende Sternhaufen und Galaxienarme, Regenbogenfeuer, Reigen walzender Notenzeichen, die mich auslachten, doch ohne Böartigkeit. Dann wurde alles friedlich, wolkenblau, leer, still atmend. Auf Wolkenbläue folgte weiche Nacht, vollständiges Nichtsein, Abwesenheit von Universum und Kausalität. Mein Gehirn ruhte, es verweigerte sich jeglicher Sinneseindrücke und Gedanken, war einfach da und schien zu sagen: „Auch das kann ich – nichts tun.“

In mitternächtlicher Leere stand eine Pyramide aus Mondschattegranit. Ich umkreiste sie, fand das Eingangstor, schwarzkantig hochragend, wie's sich gehört. Trat ein: Halle von unbestimmter Höhe und Ausdehnung – alles verlor sich in steinern hauchender Dunkelheit – Boden schachbrettern mit weißen, schwarzen Platten belegt – Decke, Wände unsichtbar, nichts als regloser Blindnebel, in dem Glück, Schmerz, Wille bedeutungslos wurden: sah man hinein, gewahrte man keine Schwärze, nicht einmal Nichts, der Wille, etwas zu sehen, erstarb – weder mit Donner noch mit Winseln, sondern mit dem kaum hörbaren Seufzer einer Mannigfaltigkeit, in der der letzte Wärmegradient geebnet wurde. In der Mitte – konnte ich wissen, dass es die Mitte war? Es musste so sein, denn: in der Mitte – strahlendes Licht. Kugelförmige Dämmerung um eine Flamme, die magnesiumschillernd aus einem Becken aufschoss. Springbrunnen, Fontaine aus blankem Feuer.

Die Helligkeit blendete mich, dennoch ging ich nahe heran – so nah, dass ich die Hand ausstrecken, den Strahl zu berühren vermochte: Das tat ich, denn ich wusste, dass er mich nicht verbrennen würde – ließ die Funken durch meine gespreizten Finger fliegen. Vollständig lautlos, alles war lautlos, meine Schritte auf dem Schachkaroboden riefen kein Tappen hervor, vielleicht gab es hier keine Luft – ich brauchte nicht zu atmen, mein Herz, mein Blutkreislauf ruhten wie mein Gehirn. Die Fontaine war da, existierte, sprühte, leuchtete – hier, tief in den Schatten meiner

Nichtgedanken, kam sie aus dem Nichts und war Etwas, schuf etwas, erleuchtete mein Nervensystem von innen wie eine Laterne.

Der Glanz des Flammenstrahls nahm zu. Ich würde nie Büroangestellter werden. Der klimatisierte Verwaltungstrakt einer Firma oder Regierungsbehörde war dem silbernen Glaß nicht gewachsen, die Wände wurden rissig, klafften auseinander, zerfielen zu flüchtendem Dunkelheitsstaub, Sommerhimmelslicht hereinlassend, das dünnflüssig zwischen meinen Wimpern hindurchsprudelte. Die Familie rastete neben einem Eiffelturmmodell, aß mitgebrachte Sandwiches, die sie aus Alufolie auspackten. Das junge Paar war zu einem komplizierteren Parcours weitergezogen, es galt, den Ball in ein Labyrinth aus Rohren zu schlagen, das innerhalb eines Grashügels verlief, so dass er an einer bestimmten Stelle herauskam und in einen Trichter fiel. Als Kind hatten mich Minigolfanlagen stets fasziniert, vor allem, nachdem meine Mutter mir eine hölzerne Kugelbahn geschenkt hatte, deren einzelne Segmente man wie Bausteine immer wieder neu anordnen konnte, so dass die Kugel nie zweimal dem gleichen Kurs zu folgen brauchte. In meiner Tasse vortexte langsam der hellbraune, mit Milch und Zucker versetzte Kaffee, mit abnehmendem Tempo dem Rotationssinn folgend, den ich ihm mit dem Löffel mitgeteilt hatte.

Später am Tag ging ich zu meiner Pension zurück, die ich fast auf Anhieb fand, schließ einige Stunden und unternahm dann einen Spaziergang zum Rheinufer, wo ich lange Zeit den Frachtkähnen zusah, die stromab, stromauf unterwegs waren. Ich staunte über die Kraft der schwarzen, grollenden Schubboote und blieb dort, bis die Dunkelheit einbrach und die Schiffe in fremde Schimären mit roten, grünen Zyklopaugen verwandelte. Am nächsten Morgen fuhr ich nach Köln, von dort nach Aachen: In der Abenddämmerung stand die Venus über dem Dach des Kaiserdoms. Vielleicht war ihr stiller, schneeweißer Glanz vor zwölfhundert Jahren in die Nervenfasern Charlemagnes gedrungen, und der Kaiser wusste mit einem Mal: Menschen leben gar nicht im Inneren einer schwarzen Hohlkugel! Auch Dortmund, Düsseldorf, Bremen und Hamburg habe ich im Laufe meiner Reise besucht.

„Hat's dir gefallen?“, erkundigte sich mein Vater nach meiner Rückkehr nach Japan.

„Ich werde mein Studium nicht an den Nagel hängen“, sagte ich. Mein Vater schmunzelte. „Ich werde“ – fuhr ich fort – „montags Physik, Astronomie, dienstags Chemie, mittwochs Kunst und donnerstags deutsche Literatur studieren.“ Mein Vater hob die Augenbrauen, schien zu überlegen, ob er lachen sollte. Stattdessen fragte er: „Und was studierst du freitags?“ „Nichts, da gehe ich spazieren oder auf Partys.“ Nun lachte mein Vater doch, und zwar sehr wohlwollend.